

Volkshlatt

Offizielles sozialdemokratisches Organ

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Querfurt, Delitzsch-Bitterfeld und die Mansfelder Kreise.

Redaktion und Expedition: Gr. Ulrichstraße 17, Eingang Sölbergasse.

Telegramm-Adresse: Volkshlatt Halle.

Motto: Für Wahrheit und Recht.

Nr. 133

Halle a. S. Freitag den 10 Juni 1892

3. Jahrg.

Arbeiter! Genossen! Denkt an den Boykott! Meidet das hiesige Bier!

Die Opfer des Militarismus.

In dem gestrigen Artikel wurde gezeigt, welche Opfer der Rokok Militarismus an Menschenleben bisher gefordert. Künftige Kriege aber werden noch weit höhere Opfer fordern, wie wir aus einem Artikel der „Frankf. Bzg.“ erfahren. Derselbe lautet:

Die Schußwirkungen der neuen Gewehre. Die bekannte Rede des Wiener Chirurgen Willroth im österreichischen Herrenhaus über die Wirkungen der neuen Handfeuerwaffen im Kriege stimmt mit den Schlußfolgerungen überein, welche bereits zuvor der Militärarzt Dr. Joh. Habart, Mitglied des österr. Militär-Sanitätskomitees, in seiner Flugchrift „Die Geschosfrage der Gegenwart“ dargelegt hatte. In einer neueren Flugchrift, betitelt „Die Geschoswirkung der Acht-Millimeter-Handfeuerwaffen“ sind die näheren pathologischen Befunde der Habart'schen Ausführungen auf Einzeldrucktafeln dargestellt. Der Autor zielt über den ersten Gegenstand vor einigen Tagen einen Vortrag in der Wiener Gesellschaft der Ärzte, über welchen wir der Wiener Presse folgendes entnehmen: Es war eine Art von Mythos verbreitet, dahin lautend, daß die modernen Schußwaffen außerordentlich human seien; es wurde hervorgehoben, die Verletzungen seien förmlich so rein und einfach wie Stichwunden und die antiseptische Chirurgie habe nur eines Amtes zu werten, um diese so einfachen Verletzungen in einfacher Weise zu heilen. Die modernen Geschosse würden, diesem Mythos zufolge, den Kämpfer nur kampfunfähig machen; sonst geschehe ihm jegliches Garmische. Durch Habart's Aussagen unterliegen werden wir eines andern belehrt. Professor v. Bardeleben in Berlin weist in letzter Zeit darauf hin, daß die Zahl der tödlichen Treffer in den nächsten Kriegen eine bedeutende Steigerung erfahren werden, und auf den Schlachtfeldern von Unglück hat dieser Satz bereits seine Bestätigung gefunden. Habart schließt sich dem vollkommen an. Kampfunfähig wird man gemacht werden, aber für immer. Föhren wir nun Habart: Infolge der relativ großen spezifischen Durchmittelsbelastung und Energie der Stahlmantelgeschosse können nach der Auftreffgeschwindigkeit geringeren Grades die Widerstände des menschlichen Körpers bewältigt und Eingeweideverletzungen tödlichen Charakter hervorgerufen werden. ... Lebenswichtige Organe (Gehirn, Narkotisations-, Atmungs- und Verdauungs-Apparat) werden von den Mantelgeschossen innerlich viel größerer Flugbahnstrecken geföhrt, als seitens der 11 Millimeter-Geschosse, welcher Umstand bei Beurteilung der Wirkungsfähigkeit derselben besonders schwer in die Waagschale fällt und bis nun wenig Würdigung gefunden hat. Die Zone der tödlichen Schüsse mißt über 4 Kilometer. Das heißt mit dürren Worten: Man kann aus der Entfernung einer ganzen Meile mit einem 8 Millimeter-Geschosse, also aus einem Infanteriegefechtstafelgeschosse werden. Die Wirkungszone der Handfeuerwaffen reicht also so weit, wie sonst die der Kanonen.

Die Durchschlagkraft der neuen Geschosse ist eine enorme. Es ist kein Zweifel, daß beim Feuern auf geschlossene Truppenmassen eine ganze Reihe von hintereinander aufgestellten Kriegen von einem einzigen Geschosse durchschossen, also niedergemäht werden kann. Es fielen schon bei den bisherigen Anwendungen des Gewehrs (Arbeiterunruhen in München und Viala u. s. w.) auf ein Geschos drei, vier und mehr Getroffene. Die Erfahrung hat gezeigt, daß unser Geschos, nachdem es eine 140 Zentimeter dicke Schicht Erdbreich (einen Damm) passiert hatte, noch einen Mann verletzte. Die Verwundungen, welche die Geschosse an den langen Rippenknochen erzeugen, sind an den schönen Tafeln, welche der Arbeit Habart's beigegeben sind, ersichtlich und auch für den Laien verständlich. Von besonderer Wichtigkeit sind auch die Verletzung der Blutgefäße betreffenden Beobachtungen; während bei den Geschossen der früheren Zeit die großen Blutgefäße, wie man sagte, den Geschossen ausweichen konnten, — ein Ausdruck für die Tatsache, daß Blutgefäße unverteilt bleiben konnten, auch wenn das Projektil hart an ihnen vorüberföhrt — sind bei den Verhältnissen in Habart's Versuch nicht beobachtet worden. Wir haben ein furchtbares Geschos. Und der Mythos von dem humanen Charakter der modernen Schußverletzungen ist ein Mythos. „Ein humanes Geschos ist ein Unding“, erklärte der Professor Krask, und auch Habart sagt: „Es ist eine ungeressene Forderung an die Wissenschaft, von derselben ein perkussionskräftiges und gleichzeitig ein humanes Geschos zu verlangen.“ Die Minderung des weittragenden Kriegsgewehrs“, sagt Habart schließend, „wird sich in Umgestaltungen der Kriegskunst und des gesamten Sanitätsdienstes im Felde äußern.“

Der Achtmillimeter ist danach eine Mordwaffe ersten Ranges. Er ist also kein humanes Geschos. Es ist also weiter nichts als Falsch, wenn man überhaupt von einem „humanen“ Geschos spricht. Das Verlangen nach einem humanen Geschos ist eine Fiktion.

Dabei taucht bereits das Gerücht von einem neuen Geschos mit noch kleinerem Kaliber auf. Dasselbe nähete nach unseren spießbüchgerlichen Willkürhosen ein noch humaneres sein, als der Achtmillimeter. Das Achtmillimeter-Gewehr hat seinen Rang dem Sechshalb-Millimeter-Gewehr abgetreten. Dasselbe ist eine französische Erfindung; die Patrone wiegt bloß 20 Gramm und die Kugel hat eine bei weitem größere Durchschlagkraft als die der bisher eingeföhrteten Gewehre. Die im Lager von Chalons angestellten Proben haben nach jeder Richtung hin die „infinästischen“ Resultate ergeben.

Das arme steuerzahlende Volk kann sich nach zwei Seiten hin freuen, denn nicht nur, daß an Stelle des „humanen“ Achtmillimeters das noch „humanere“ Sechshalbmillimeter-Geschos treten wird, diese neue Entdeckung macht auch gleichzeitig die bisherigen Gewehre zu alten Eisen. Denn die Franzosen dürfen uns unmöglich „über“ sein.

So treibt der Militarismus die Dinge immermehr auf die

Spitze, bis auch die dem eines Tages ein Ziel gesetzt werden wird, sei es durch den Staatsbankrott oder durch Defekation des Militarismus.

Volkliche Rundschau.

Eine neue Biberi des „Leipziger Tageblatt“. In unserer Mittwoch-Nummer fertigen wir das „Leipziger Tageblatt“ gebührend ab wegen der lägenhaften Nachrichten, die es fohsterteile über den Gesundheitszustand unferes Genossen Bebel verbreitete. Neudings sieht dieses Blatt, das die Verleumdung und Ehrabschwärzeri gemerkmäßig betreibt, sich genötigt, seine lägenhafte Notiz jetzt zu berichtigen. Es thut dies aber in der bestenabsichten Weise, indem es nunmehr aus Nachsicht gegen den politischen Gegner dessen nächste Angehörige, seine Tochter und seinen Schwiegersohn, mit Rat bewirft.

Wohl das gemeine Blatt der deutschen Presse, läßt das „Leipziger Tageblatt“ sich von seinem feiner würdigen Berliner Berichterstatter folgendes melden: „Da wir gerade dabei sind, feste Enten zu töten, wollen wir noch mitteilen, daß der sozialdemokratische Abgeordnete Bebel, welcher angeblich in Jülich bei seinem Schwiegersohn Dr. Simon sich aufhalten und von diesem wegen hochgradiger Nervosität behandelt werden soll, frisch und gesund ist und in Berlin verweilt. Er ist sogar geistig so „klar“, daß er versichert, wenn er sich einmal krank fühlen werde, wolle er sich niemals von seinem Schwiegersohn behandeln lassen. Dessen geistige und medizinische Qualitäten schätzte Dr. Bebel ebenso niedrig ein, wie andere Sterbliche. Herr „Doktor Simon“ hat es, zum leidlichen Bedauern des Herrn Bebel, niemals vermocht, ein deutliches Akuturienten und noch viel weniger ein medizinisches Staatsexamen abzulegen. Er ist lediglich „amerikanischer Doktor“ und „irrer Arzt“ — wie sie das tyrannische Deutschland Gott doch noch nicht anerkennt. Herr Bebel empfindet keineswegs Verletzung über die Wahl seiner Tochter, welche auch nach ihrer Vereiratung noch „naturwissenschaftlichen Studien“ in Jülich obliegt.“

Wie jene erste Notiz über Genossen Bebel, so sind die Angaben über Bebel's Schwiegersohn und Tochter von A bis Z gemeine Erfindungen und niederträchtige Lügen.

Wenn der Berichterstatter des „Leipziger Tageblatt“ es nicht weiß, hätte er es leicht erfahren können, daß Dr. Simon in Berlin und Jena studierte und in Jena seinen Doctor philosophiae absolvierte. Alsdann ging Simon nach Jülich, studierte Medizin und machte dort mit Auszeichnung das schweizerische Staatsexamen, auf Grund dessen er gegenwärtig in St. Gallen praktiziert. Was der bishige Berichterstatter ferner über die Eheverhältnisse von Bebel's Tochter berichtet, ist ebenfalls vollständig erlogen. Dr. Simon wird, da die Ehestandsnotiz offenbar darauf berechnet ist, ihn zu schädigen, wohl Gelegenheit nehmen, das „Leipziger Tageblatt“ für seine schmutzige Gemeinheit gerichtlich zur Verantwortung zu ziehen.

Ein antilcher Wahlföhler. Eine interessante Gerichtsverhandlung fand in Görlitz statt. Ueber dieselbe läßt sich in der „Berl. Volkstg.“:

143] Stefan vom Grillendof.

Woman von W. Raustö.

Die Freunde verließen zusammen das Haus. Als sie Arm in Arm durchs Dorf gingen, sah Stefan nach der Richtung, wo das Haus seines Vaters stand. Schon hing aus dessen Schlot der grauliche Rauch in die Höhe, es wurde bereits das Fröhstüdel gelodert. Er blieb überlegend stehen. Seit seiner Krankheit hatte er nicht mehr mit dem Vater gesprochen, sie waren sich aus dem Wege gegangen, wo es ihm immer möglich war, aber heute zog es ihn doch dahin. Einen Augenblick schwanke er, dann sagte er: „Ich will zu meinem Vater, um ihm heute so wenig um sein Herz, das macht das Glück. Wenn Veröhnung zwischen uns möglich ist, so kommt sie heute zu Stande oder nie. Ich will ihm sagen, daß ich glücklich bin, und daß ich in acht Tagen Hochzeit mache; geh' nur voraus, ich komm' bald nach.“

Stefan betrat nach zwei Jahren zum erstenmal wieder das Vaterhaus. Als er es nach einer Viertelstunde wieder verließ, bildeten seine Augen finster und der Mund war unmutig aufgeworfen. Der Versuch zur Veröhnung war unglücklich gewesen. — Erst hatte der Alte durch das freundliche e chreberliche Entgegenkommen des Sohnes sich befriedigt gezeigt, als ihm aber Stefan von seiner Verheiratung mit Randl sprach, brach er mit röhren Ausdrücken und Verwünschungen los: das schwarze tote Ding, das keine Wittigkeit aufzuweisen hätte, oder ein halbes Dugend Heißhober und das es einst gewagt, sich ihm, ihm selbst zu widersetzen, das wäre ihm gerade die rechte Schwiegermutter. Von Stefan stüß' freilich nichts Befreies zu erwarten und ebensovienig, daß er sein' verdächtig Sinn ändern' würd', der bebielt' seinen Dickhädel, übrigens sei ihm das auch ganz gleichgültig, nur sollte der Stefan nicht erwarten, daß er, der

Vater, er der angelehene Bauer, zu der Heirat Ja und Amen sage, und ebensovienig hätte der Stefan auf ein Heiratgut zu rechnen. Er habe die Witbe des Vaters ein für allemal verwirkt, und er, der Bauer vom Grillendof, er sei nicht heute so und morgen so zu stimmen und er sei feiner von denen, die sich unterjochen lassen, er habe seinen eigenen angenehmen Sinn, und wer nicht mit ihm und zu ihm halte, der sei sein Feind, und der Stefan, der über den Bauer hinausgewollt, und der zu den Freizügigen, zu den Demokraten sich zähle, der sei ein doppelter, und damit Punktmann. — Se näher Stefan dem Häuptchen des Professors kam, desto freier wurde seine Stimme, und als er es vor sich sah und den kleinen Hügel hinansah, erschien wieder der glückselige Ausdruck von vornhin auf seinem Antlit.

Die Festordner hatten ihr Werk vollendet. Der Hof, wo unter den Büumen die Tafel für die Gäste hergerichtet war, sah in dem reichlichen Blumen- und Blätterdunst wunderbarlich aus. Es war Mittag, und die jungen Leute waren bereits vollständig verarmmt. Von den Gästen fehlte nur noch der Gemeinbewirt und der Lehrer aus Seckitz. Einer machte mit einem sehr roten und sehr glücklichen Gesicht einfließen die Jounens, denn Randl war noch nicht herausgekommen; sie lie noch im Hause beschäftigt, hieß es, und Stefan mußte ebenfalls gar wichtiges zu thun haben, denn er kam nur einmal auf einige Minuten heraus, um die Gäste zu begrüßen, und einige A ordnungen zu machen und war gleich darauf wieder verschwunden.

Der kleine Epp ging von Arm zu Arm; es schien auch ihm zum Bewußtsein gekommen, daß es heute nicht für alle Tage, und er war brillanter Saune, zeigte sich überhaupt für dieses erste Fest, das er mitmachte, sehr verständnisvoll.

Der Tisch war bereits sauber gedeckt, und wo der Schatten der Büume nicht ausreichte, war ein Baldachin gespannt worden. Ach, wie viel hübscher war das, als wenn sie in einem Saale geföhren hätten, wie schön, wie lustig war es da, und ein leiser Wind wiegte die Kränze und Raubgewinde und trug den aromatischen Duft, den viele ausströmten, weiter. Jetzt brachte Anton noch um Lebenslaß zwei große Blumensträuße, die er in hohe Biergläser gesteckt hatte und stellte sie auf den Tisch.

„Das wird immer schöner!“ meinte Eimer und alle stimmten fröhlich bei. Endlich erschienen Randl und Stefan. Hand in Hand traten sie aus dem Hause und kamen so heran. Was war das mit ihnen? Es lag etwas Unmensliches in ihren Augen, in der Art, wie sie sich blickten, es war ein Zauber, der unmittelbar auf alle Herzen wirkte; wie verjöhnte er die beiden noch? Alle tiefen ihnen entgegen, alle wußten es, ohne daß man es ihnen zu verkünden brauchte, daß sie hier ein liebesüßes Brautpaar vor sich hatten. Eimer fiel der Randl um den Hals:

„O, wie mich das freut, Randl, ich hab's immer gewünscht, daß es so kommen möcht', recht lieblich hab' ich's g'wünscht, jetzt hat sich's wirklich so geföhrt;“ und Eimer, die sobald die Randl einen Mann hatte, ihre Verschämtheit verborgener glaubte und für ihren Mann nichts mehr zu befürchten hatte, brach voll freudiger Dankbarkeit in Thränen aus. Die übrigen, und die Brautleute selbst, schauten die Sache weniger sentimental auf. Sie drückten allen die Hände und nahmen mit einem warmen Blicken die dargebrachten Glückwünsche entgegen. Auch Anton bewog sich und gratulierte gleich den übrigen. Der arme Junge hatte wohl nie viel Hoffnung gehabt, und er wußte sich nun in die fertige Thatfache, an der nichts mehr zu ändern war, leichter zu schiden, als er es selbst für möglich gehalten hatte. Aber, nachdem die erste Ueberraschung vorüber war,

